

№ 43. 1887.

Im Steigen.

Novelle

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.)

Da tauchte ein liebliches Mädchengesicht vor dem neuen Stadtrath auf, und wieder meinte er das silberhelle Lachen zu hören, das seinem Ohre so erquickend wie Vogelsang und Quellenrauschen geklungen. Er saß still an der Tafel da, mit ernstem Blick vor sich hinschauend. Seine Nachbarin sprach leise und eindringlich zu ihm, aber er hörte sie kaum. Vor seinem Ohre klangen andere Worte, Worte, die er von anderen Lippen gehört, die ihm Einblick in ein reiches Gemüth gewährt.

Eine kleine Hand legte sich auf seinen Arm und Fritz Ritter blickte auf. Sonst hatte diese Berührung ihn stets in Verwirrung gesetzt. Heute aber verlor er keinen Augenblick seine Selbstbeherrschung. Unter dem Blicke, der mit ungeduldiger Frage auf ihm ruhte, wurde er sich plötzlich bewußt, daß vom nächsten Augenblicke die Entscheidung für's Leben abhänge. Die unschuldigen Augen, die ihn unten angeblickt, kamen ihm zu Hilfe und stählten ihm Muth und Kampfeslust.

„Gnädige Frau," sagte er, „ich fürchte, Sie haben eine zu günstige Meinung von mir. Ich bin ein einfacher Mensch, der sich damit bescheiden muß, seine Pflicht im Kleinen zu erfüllen. Von dem Ehrgeize, in großen Verhältnissen eine Rolle spielen zu wollen, bin ich frei und muß es sein, nach gerechter Selbstschätzung. Hier fülle ich meinen Platz zu eigener Befriedigung und zur Zufriedenheit meiner Mitbürger aus. Anderswo aber würde ich nicht genügen. Ich stehe nicht auf der Höhe, um einen weiten Gesichtskreis zu überblicken."

„Sie sind zu bescheiden, lieber Stadtrath!"

„Ich bin nur gerecht gegen mich! Und außerdem, gnädige Frau, hänge ich an meiner Vaterstadt und meinem Berufe! Gerade in diesem Augenblicke, wo ich eine Aenderung zum ersten Male in's Auge gefaßt habe, gerade jetzt habe ich deutlich erkannt, wie unsäglich schwer es mir werden würde, beiden zu entsagen."

„Und dennoch könnte ich zu Ihrem eigenen Besten nur rathen, sich rasch und entschlossen loszureißen. Ihre hiesigen Beziehungen werden, wie ich fürchte, stets etwas Drückendes und Beengendes für Sie haben. So lange Sie hier sind, werden Sie nie aufhören, unter dem Bewußtsein zu leiden, daß Sie über Familien- und Bekanntenkreise hinausgewachsen sind und sich doch nicht loslösen können."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich fühle durchaus nicht den Wunsch, es zu thun. Meine Schwester, die einzige Verwandte, die ich hier habe, ist so in mein Leben hineingewachsen, daß sie aus demselben nicht entfernt werden kann, ohne eine untilgbare Lücke zu hinterlassen. Wir haben so lange zusammengelebt und sind uns gegenseitig so Vieles schuldig geworden, daß unsere Interessen ohne Schädigung unseres Glückes gar nicht mehr zu trennen sind. Und was die lieben alten Freunde unseres Hauses anbetrifft —"

Eine Bewegung seiner Nachbarin veranlaßte ihn, ihr in's Gesicht zu schauen, und dieses Gesicht zeigte einen Ausdruck, der ihn verstummen machte. Beleidigter Stolz, tödtlich verletzte Eitelkeit, getäuschte Hoffnung sprachen aus diesem Gesichte. Eine finstere Falte lag zwischen den feinen Brauen, und ein Zug höhnischer Verachtung zuckte um die Lippen. In



Anamitischer Postreiter auf der Straße zwischen Huë und Hanoï. (S. 339)

diesem Augenblicke vollzog sich der Heilungsprozeß: Fritz Ritter fühlte sich frei, als ob plötzlich schwere, lang getragene Ketten von ihm abgefallen wären. Er hob den Kopf hoch, jetzt fühlte er sich Herr seines Willens, und er wäre als Sieger hervorgegangen, selbst wenn nicht eine rechtzeitige Unterbrechung dieser peinlichen Scene ein Ende gemacht hätte.

„Was sagen Sie, meine Herrschaften, zu den Wolkenbrüchen, die dort hinten in der Polakei niedergegangen sind? Wenn die Regengüsse anhalten, könnte die Sache auch für uns bedenklich werden."

„Bah, wir haben Deiche!"

„Wir haben Deiche? Bitte um Entschuldigung, die Niederung hat sie, die Stadt ist ungeschützt!"

„Selbst beim höchsten Wasserstande hat die Neustadt nie von Ueberschwemmung zu leiden gehabt."

„Desto mehr aber die Altstadt! Eigentlich wäre es um die Baracken da drüben nicht schade, wenn wir den Wiederaufbau nicht aus unseren Taschen bezahlen müßten."

„Schon vor Jahren habe ich für die Errichtung eines Bollwerks gestimmt," sagte Herr Georg Stahl, Stadtältester und Vorsteher der Kaufmannschaft, „Sie aber lehnten den Antrag ab, meine Herren!"

„Zu theuer, viel zu theuer für unser Gemeinwesen!"

„Meinen Sie etwa, daß eine Ueberschwemmung der Stadt billiger zu stehen kommen wird?"

„Wir haben sie noch nicht!"

„Ein schwacher Trost gegenüber den drohenden Anzeichen stromaufwärts."

Hiermit war der Impuls zu einer allgemeinen Unterhaltung gegeben, die kein Einzelgespräch mehr aufkommen ließ. Man erwog das Für und Wider eines den Strom begrenzenden Bollwerks und rief Fritz Ritter als Sachverständigen zum Schiedsrichter auf. Und als dieser die Ersprießlichkeit dieses Baues klar darlegte und zum baldigen Beginnen desselben rieth, machten die Gegner ihm lachend den Vorwurf, daß er nicht unparteiisch urtheile, denn ihm würde zweifellos die Ausführung übertragen werden. Demnach wäre er der Gewinnende, während sie nothgedrungen die Bezahlenden sein müßten. Er vertheidigte sich gutgelaunt, und die Unterhaltung ging lebhaft weiter, bis man sich vom Tische erhob.

Seine Nachbarin hatte während dessen ihren Verdruß tapfer niedergekämpft. Es war doch ganz undenkbar, daß er ihren Wünschen widerstehen sollte! Bis jetzt hatte er ihrem Willen stets nachgegeben — es würde natürlich auch ferner geschehen, nur mußte sie vorsichtig, nicht zu rasch verfahren. Die erste Bedingung war jetzt, in ein festes Verhältniß zu ihm zu treten. Bisher hatte sie einer Erklärung stets auszuweichen gewußt, jetzt wollte sie ihm Gelegenheit dazu geben. Im Garten, auf einer einsamen Promenade konnte dies leichter geschehen, als hier an der Mittagstafel, wo beobachtende Augen ihn verwirrten. —

Es dämmerte schon sehr stark, als Herr Fritz Ritter die Gesellschaft im ersten Stocke verließ. Er that es mit der bestimmten Empfindung, daß ihm seine neue Würde ihm recht beschwerliche Pflichten auferlege, und daß der Nachmittag ihm ungleich behaglicher in Ernestinens und Mariens Gesellschaft verlaufen wäre. Bei diesem geheimen Bekenntniß schoß ihm das Blut in die Wangen. In seltsamer Beklemmung blieb er einen Augenblick stehen, ehe er die Thüre zum Wohnzimmer, hinter welcher leise Stimmen hörbar waren, öffnete.

Aber über sein freudig erwartungsvolles Gesicht flog ein Schatten. Nicht Marie erblickte er — neben seiner Schwester im Sopha saß eine von Alter und Leid gebeugte Frauengestalt, die sich bei seinem plötzlichen Eintritt rasch und ängstlich erhob. Mit dem raschen Instinkt der Armen hatte sie sein verfinstertes Gesicht wahrgenommen und nach ihrer Art gedeutet.

„Es ist Zeit, daß ich gehe," sagte sie, nach Strickbeutel und Tuch greifend, während Ernestine ihrem Bruder einen vernichtenden Blick zuwarf, „ich habe dem Tinchen nur sagen wollen, wie sehr ich mich über Ihre Wahl gefreut habe, Herr Stadtrath!"

Es hätte Ernestinens Blick nicht bedurft. Das sorgenvolle alte Gesicht vor ihm sprach beredt zu seinem Herzen. Es rief ihm ein anderes, ähnliches Antlitz in sein Gedächtniß zurück, das zu früh aus seinem Leben entschwunden war. Die Erinnerung an vergangene Tage durchfluthete ihn warm, und diese Empfindung trat auf seinem Gesicht und in seinen herzlichen Worten klar zu Tage. Nicht Ernestine allein, auch er freue sich ihrer Theilnahme, sagte er. Er wisse alte Freundschaft zu schätzen, er erinnere sich, wie treu sie stets zu seiner Mutter gehalten, und wie lieb diese die alte Jugendfreundin gehabt habe.

„Ja, wir waren von Kindheit an vertraut miteinander, wir besuchten dieselbe Schule und wurden zusammen konfirmirt. Auch unsere Männer nahmen wir in ein und demselben Jahre und haben treu in allen Nöthen uns beigestanden."

So war das Eis gebrochen und das schüchterne Weibchen wurde nach und nach muthiger. Sie ließ sich bereden, zum Thee dazubleiben, und blickte ganz stolz um sich, als der Stadtrath selbst ihr das Umschlagetuch von den Schultern nahm und beiseite legte. Dieser empfing außer dem freundlichen Nicken seiner Schwester noch eine Belohnung: fast den ganzen Abend wurde von Marie gesprochen, es war dies ein Thema, welches die alte Frau fast mit der gleichen Vorliebe wie Ernestine behandelte. Er erfuhr, daß zu seiner Schwester großen Befriedigung Frau Konsul Schwerdtmann nebst Töchtern selbst vorgefahren war, Marie abzuholen, daß sie trotz ihres bescheidenen Sträubens im Fond des Wagens neben der Dame hatte Platz nehmen müssen, während die Töchter rückwärts gesessen hatten. Und die Frau Konsul hätte nochmals um einen langen Besuch gebeten, was Marie aber bescheiden abgelehnt habe, da sie die Tante nicht so lange allein lassen wolle. Von dieser letzten Auskunft fühlte sich der Stadtrath besonders befriedigt.

Es war ein stolzer Augenblick im Leben der Frau Tischlermeister Bork, als Herr Ritter nach dem Thee erklärte, er selbst wolle sie nach Hause begleiten. Nach einigen schüchternen Einwendungen nahm sie endlich die angebotene Begleitung an. Ganz stolz schritt sie am Arme ihres stattlichen Cavaliers durch die Straßen. Dieser aber hätte sich für seine Freundlichkeit keinen größeren und besseren Lohn wünschen können, als ihm zu Theil wurde: während des ganzen langen Weges die Ritterstraße entlang der Altstadt zu sprach seine Begleiterin von Marie Martin. Sie kenne sie schon von Kindheit an, sagte sie. Und wenn Jemand Gelegenheit gehabt hätte, das Kind zu beobachten, so sei sie es gewesen. Sie könne wohl sagen, ein solches Kind werde so bald nicht wieder geboren werden. Wie sie an dem jämmerlichen Vater gehangen und Alles ertragen hätte, Hunger und Einsamkeit, das sei weit über die Art gewöhnlicher Kinder gegangen. Und nie hätte sie geklagt.

„Und wie dankbar das Mädchen ist," fuhr die alte Frau eifrig in ihrem Lobe fort, „sie hat die kleinen Wohlthaten, die ich ihr damals habe leisten können, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, und doch war es wenig genug — vielleicht hin und wieder ein Teller Suppe zum Mittag oder ein Stück Butterbrod zum Abend. Sie kommt nie zu den Ferien her, ohne mir etwas mitzubringen. Heute Morgen schon ist sie bei mir gewesen mit einer schönen, selbstgestickten Haube. Als ob ich solch' elegante Haube brauchte! Aber ich sagte auch, Mariechen, sagte ich, die Haube bleibt unangerührt bis zu Deiner Hochzeit, dann setze ich sie zum ersten Male auf. Da lachte sie und meinte, da würde sie lange liegen müssen, denn ein so armes Ding wolle Keiner, und übrigens wolle auch sie Keinen, sie sei ganz glücklich und verlange nichts Anderes. Und dann sprang sie lachend davon. Und da, Herr Stadtrath, sind wir auch schon an Ort und Stelle. Ja, sehen Sie nur, das alte Bork'sche Häuschen scheint noch kleiner geworden, noch mehr in den Erdboden gesunken zu sein. Und nun adieu, Herr Stadtrath, und nochmals meinen besten Dank für Begleitung sowohl, als für freundliche Aufnahme."

Sie verschwand knixend hinter der Thüre, und der Stadtrath blieb stehen und betrachtete das kleine Haus. Ja, es war ein sehr altes, kleines Häuschen, so winzig und baufällig, daß er meinte, er könne es mit der Hand umstoßen, und doch, wie viele frohe Stunden hatte er als Knabe darin verlebt. Der alte Bork war sein Taufpathe gewesen, und da er selbst keine Kinder gehabt, hatte er seine ganze Liebe ihm zugewendet. In jenem nächsten Häuschen hatten Martins gewohnt — ihm war's, als müsse das schmale, blasse Kindergesicht mit den großen Augen aus dem kleinen Fenster herausschauen. Wie lange schon war er nicht in dieser Gegend gewesen! Er blickte die Wasserstraße hinab, was für kleine baufällige Häuser gab es hier, viel kleiner und baufälliger, als sie in seiner Erinnerung gelebt. Und daneben brauste und grollte der Strom und rollte seine trüben gelben Wasser in hochgehenden Wellen dahin. Wahrlich, hier in diesen Häusern der Armuth mußte eine Ueberschwemmung unsagbares Elend hervorbringen. Er schritt kopfschüttelnd weiter. Hier in seiner Vaterstadt, in diesem niedrig gelegenen Stadttheile war noch viel zu bessern und zu bauen. Und man muthete ihm zu, der Stadt und seinem Berufe den Rücken zu kehren, ein müßiges Leben zu führen! Und plötzlich, als thäte sich vor ihm eine sonnenbeschienene Landschaft auf, blickte er in eine weite, glückliche Zukunft: in ein reiches, nach außen und innen voll befriedigtes Leben. Jeder Zweifel war geschwunden, er wußte klar und bestimmt, was für sein Glück das Rechte war, er hoffte, es zu erringen. Rasch und energisch schritt er vorwärts, ihm war's, als brächte jeder Schritt ihn dem erwünschten Ziele näher.

6.

Es folgten diesem Abend ein paar graue, trübe Regentage, die auf dem Geschwisterpaare mit dumpfem Drucke lasteten, Fräulein Ernestine vermißte ihre Pflegetochter ungern. Das machte sie übler Laune, unter der das ganze Haus, am meisten aber ihr Bruder litt. Das änderte sich, als eines Abends, früher, als man erwartet hatte, Marie zurückkehrte.

„Ich habe mich so gesehnt, Tante Ernestine, nach Dir und — und — und — nun, hierher zurück habe ich mich gesehnt. Denn obgleich ich eigentlich kein Recht dazu habe, ich fühle mich in diesem Hause doch wie in meiner Heimath." So sprach das junge Mädchen, während es Hut und Mäntelchen ablegte und der Tante ihr hübsches, heiß erröthetes Gesicht zukehrte.

„So ist's recht, Kind," entgegnete Fräulein Ernestine, während sie ihren Liebling wieder und immer wieder küßte, „wo ich bin, da soll fernerhin immer Deine Heimath sein. Darüber

sprechen wir ein andermal; vor Schluß der Ferien müssen wir in dieser Sache einig werden. Jetzt aber mach' Dir's bequem, ich werde nach dem Thee klingeln und Du kannst ihn bereiten, wie Du es so hübsch verstehst! Der Fritz wird auch gleich da sein, ich denke, auch er wird sich Deiner Rückkehr freuen. Denn, siehst Du, das waren drei trübselige Tage, die wir hier ohne Dich verlebt haben. Unter uns gesagt, ich fürchte, ich habe dem armen Burschen, dem Fritz, das Leben recht sauer gemacht, ich verdiene wahrlich nicht, daß er immer so gut und freundlich zu mir ist. Und Du hast Dich auch nach mir gesehnt? Nun, wir wollen uns auch nicht mehr für lange trennen, wir bleiben zusammen, Kind!"

Das hübsche Hausmädchen, die das Theegeschirr brachte, unterbrach das Gespräch. Auch ihr Gesicht leuchtete auf, als sie das Fräulein erblickte, denn auch im Souterrain hatte man die böse Laune der gestrengen Herrin gemerkt. Jetzt aber war plötzlich Sonnenschein in's Land gekommen, und die belebende Wirkung des Sonnenscheins empfand auch der Stadtrath, als er eine halbe Stunde später in's Zimmer trat, und ein wonniges Heimathsgefühl zog ihm in's Herz.

Und dann saßen sie sich gegenüber, alle Drei mit heiteren, vergnügten Gesichtern. In Ernestinens Augen las der Stadrath so deutlich, als hätte sie ihren Wunsch in Worte gefaßt, die Bitte um Vergessen und Vergeben, und ihr Händedruck war so warm und schwesterlich, wie er ihn in letzter Zeit nie empfangen. Und dies Alles hatte die kleine Zauberin bewerkstelligt, die eben so anmuthig ihr Amt am Theetisch verwaltete. Herr Fritz Ritter war an zarte Aufmerksamkeiten nicht gewöhnt. Seine Schwester war ihm Hilfe und Stütze im Großen und Ganzen gewesen, auf die kleinen Dienste und Handreichungen, die das Leben anmuthig und leicht machen, verstand sie sich nicht, diese lernte er jetzt erst kennen. Es war eine ungewohnte, aber sicherlich höchst angenehme Empfindung, seine Wünsche errathen zu sehen, ehe er sie noch ausgesprochen. Und wie süß die Berührung des schönen Mädchens ihn durchschauerte, wenn ihre Hand oder ihr Gewand ihn streifte. Ihr Lächeln war wirklich belebend, und als sie von den Ereignissen der letzten Tage zu erzählen begann, lauschte er mit Entzücken dem Wohlklang ihrer Stimme.

Sie habe zwar sehr angenehme Tage auf dem Gute verlebt, sagte sie, und ihr seien von der Familie zahlreiche Freundlichkeiten zu Theil geworden, aber das triste Regenwetter hätte ihnen Allen doch den Landaufenthalt verleidet. Und als gegen Abend der Brief des Herrn Konsuls mit der Nachricht angekommen sei, daß man ihn nicht erwarten solle, weil er bei dem eingetretenen Steigen des Stromes die Stadt nicht verlassen wolle, da habe die Frau Konsul Stimmen gesammelt für und wider die Rückkehr in die Stadt. Die Mehrzahl aber sei für schleunige Abreise gewesen, und deshalb sei sie so unerwartet eingetroffen.

„Und Du hast auch für die Rückkehr gestimmt?" fragte Fräulein Ernestine.

„Natürlich, Tante! Ich konnte den Gedanken, Dich in Gefahr zu wissen und nicht bei Dir zu sein, nicht ertragen."

„Du gutes Kind! Mit der Gefahr aber wird es hoffentlich nicht so ernst werden."

„Die Nachrichten sollen doch aber sehr beunruhigend sein."

„Sie sind es auch," erklärte der Stadtrath. „Der Strom ist seit einigen Tagen langsam, aber stetig gestiegen. Seitdem sich gegen Abend der Wind gelegt hat, ist der Wasserstand zwar der gleiche geblieben, aber wenn wir morgen wieder denselben Nordwest haben sollten, der während der letzten Tage wehte, dann ist ein weiteres Steigen zu befürchten. Jedenfalls habe ich es für angemessen erachtet, mich selbst auf das Schlimmste vorzubereiten."

Und nun erzählte er, durch das lebhafte Interesse der beiden Frauen angeregt, was er in den letzten Tagen gethan habe, die werthvollsten Hölzer vor einem möglichen Weggeschwemmtwerden zu schützen. Auch habe er mit Aufbietung aller seiner Arbeitskräfte heute noch eine Arbeit vollenden lassen, die morgen mit dem Frühesten verladen und stromabwärts gehen sollte.

„Natürlich werde auch ich ohne bedeutenden Schaden nicht wegkommen," so schloß er seinen Bericht. „Aber in solchen Zeiten muß man sich mit dem Bewußtsein trösten, seine Pflicht nach bestem Ermessen gethan zu haben. Sollte wirklich Hochwasser eintreten, so wird das allgemeine Elend so groß sein, daß darüber der Verlust des Einzelnen verschwindet."

Als man sich vom Theetisch erhob, griff der Stadtrath nach seinem Hute, um noch einmal hinab an den Strom zu gehen. Er kam mit der Nachricht wieder, daß sich der Wasserstand auf gleicher Höhe erhalten habe, und daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien, ein Anwachsen des Stromes schleunigst zu signalisiren. Hiermit mußte man sich zufrieden geben, und man trennte sich für die Nacht.

Es war am Morgen des nächsten Tages, als Marie aus dem Gartensaale auf den Balkon hinaustrat und prüfend den Himmel betrachtete. Zwar regnete es nicht mehr, aber unbeweglich und schwer hingen dunkle Wolken nieder. Wie mit grauen Schleiern war die Landschaft verhangen, und der Strom, der mit seltsam dumpfem Brausen an die Quadermauer der untersten Terrasse schlug, rollte unsichtbar wie in einem Nebelmeer dahin. Etwas Düsteres, Erwartungsvolles schien über seinen Wassern zu schweben, jeder Ton erstarb in der dicken, schweren Luft, selbst die Signalhörner auf den Deichen, durch welche die Wachtmannschaften ihre beständige Achtsamkeit zu erkennen gaben, waren nur in schwachen, vereinzelten Tönen zu vernehmen. Nur die grollende Stimme des Stromes war deutlich hörbar. Wie das rauschte! Noch nie hatte Marie ihn so aufgeregt gesehen. Sie sprang leichtfüßig die Steintreppen hinab und langte athemlos auf der untersten Terrasse an. Aber verwirrt blieb sie stehen. Sie war nicht allein, ihr Vormund stand neben einer Dame an die Balustrade gelehnt und Beide schauten leise sprechend in den Strom hinab. Die Dame war jung und schön — dem Mädchen schoß rasch wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, daß sie hier störend zwischen die Liebenden trete. Mit erglühendem Gesichte wollte sie sich entfernen, aber schon war sie bemerkt worden. Herr Ritter nickte grüßend mit dem Kopfe, und dadurch aufmerksam gemacht wandte auch die Dame sich um.

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Mündel, Fräulein Martin, vorstelle — Frau Lütten, unsere verehrte Hausgenossin," sagte der Stadtrath. Die Dame hob den Kopf und ließ ihr Auge kalt und scharf über Mariens Gestalt gleiten. Dann nickte sie stumm und wandte sich gleichgiltig ab.

„Wir haben den Strom beobachtet," sagte der Stadtrath, augenscheinlich bemüht, Marie in's Gespräch zu ziehen. „Seit heute früh ist er wieder gestiegen."

„Jetzt erst kann ich beurtheilen, wie hoch der Wasserstand ist," rief das junge Mädchen erschreckt. „Die Treppe hat zur Sommerzeit stets acht Stufen bis zum Wasserspiegel gehabt, und jetzt sind nur drei sichtbar!"

„Sie haben ein gutes Gedächtniß!" entgegnete Herr Ritter.

„Wie sollte ich nicht! Schon seit meinen Kinderjahren war mir dieser Garten, diese Wassertreppe und die Kahnfahrten, die ich von hier aus zuweilen mit Tante Ernestine machen durfte, der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen. So etwas vergißt man nicht!"

Das junge Mädchen hatte lächelnd gesprochen, aber sie wurde plötzlich ernst, als sie dem Blicke der Dame begegnete. „Habe ich etwas Unschickliches gesagt?" fragte sie sich befremdet. Was hatte sie gethan, das diesen entrüsteten, geringschätzigen Blick, dieses verächtliche Lächeln rechtfertigte? Aber in der nächsten Minute schon kehrten ihre Gedanken zu der drohenden Ueberschwemmung und dem gefährdeten Eigenthum ihres Vormundes zurück.

„Hat man drüben mit der Verladung schon begonnen?" fragte sie, nach dem jenseitigen Ufer deutend, wo man im Nebel unklar dunkle Gestalten sich bewegen sah.

„Ich habe die Hölzer an's Ufer schaffen lassen. Die beorderten Kähne sind noch nicht gekommen," entgegnete er.

„Wird Ihnen durch die Verzögerung kein Schaden erwachsen?" forschte sie weiter, ihm eindringlich in's Gesicht blickend.

„Interessiren Sie sich wirklich für derartige Dinge?" fragte Frau Lütten in schleppendem, wegwerfendem Ton.

„Wenn sie einen meiner Freunde betreffen, dem daraus Schaden oder Nutzen entstehen kann, ja, dann interessire ich mich dafür!"

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als eine rasche Röthe ihr Gesicht bedeckte. Bei dem Lächeln der Dame war ihr plötzlich die Befürchtung gekommen, es sei eine zu große Anmaßung gewesen, von ihrem Vormunde als von einem Freunde zu sprechen. Der Hohn, der aus jenem Lächeln sprach, verwirrte sie.

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, und ich danke Ihnen auch für den Titel Freund, den Sie mir gegeben haben. Fräulein Marie!" sagte der Stadtrath und sein Blick ruhte mit einem Ausdrucke auf ihr, der ihr Herz rascher schlagen machte.

„Ich hoffe, das Wasser wird nicht mehr steigen," sagte sie nach einer Pause, „aber wenn es dennoch der Fall wäre, wenn es bis zu Ihren Lagerplätzen stiege, würde Ihnen daraus ein großer Verlust erwachsen?" Sie war ihm näher getreten und blickte ihm mit angstvollem Forschen in's Gesicht.

„Ich fürchte, ja!"

„Die Holzvorräthe sind also gerade jetzt sehr groß?"

„Ja, ich habe ein Lager von größtentheils sehr werthvollen Hölzern drüben," sagte er, halb zu Frau Lütten gewandt, „ich hatte eine größere Waldparzelle behufs Abholzung in Polen gekauft und die Hölzer stromabwärts flößen lassen. Jetzt lagern sie drüben. Zwar habe ich gethan, was ich konnte, um sie zu schützen, indessen fürchte ich, daß die rasch aufgeführten Erdwälle einem heftigen Andrang des Wassers nicht Stand halten werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Post in Anam.

(Mit Bild auf Seite 337.)

In dem hinterindischen Kaiserthum Anam, welches nunmehr zu den französischen Schutzstaaten gehört, erfolgt die Briefpostbeförderung bei den Eingeborenen ausschließlich durch Postreiter, deren einen wir auf unserem Bilde Seite 337 in Ausübung seines Dienstes erblicken. Er trabt auf der großen anamitischen Reichsstraße dahin, welche von der Hauptstadt Huë nach Hanoï, der Hauptstadt des ebenfalls von den Franzosen okkupirten Tonkin, am rothen Flusse führt. Sein kräftiges Pferd ist mit reichem Sattel- und Zaumzeug versehen, welches Quasten, Fransen und Schellen zieren. Desto primitiver sind dagegen die Steigbügel, welche der Reiter mit den Zehen festhält. Seine Bekleidung ist, dem heißen Klima entsprechend, möglichst leicht; der praktische hinterindische Hut

schützt ihn vor den sengenden Strahlen der Tropensonne. Die ihm anvertrauten Briefschaften trägt der anamitische Postreiter in verschlossenen Bambuskapseln auf dem Rücken.

Auf dem Dache der St. Peterskirche in Rom.

(Mit Abbildung.)

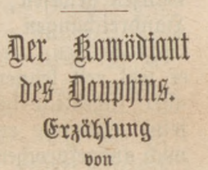
Die meisten Touristen, welche die St. Peterskirche in Rom, das großartigste kirchliche Bauwerk Europa's besuchen, besteigen auch das Dach derselben, wohin 142 bequeme Stufen emporführen und auf welches uns die Abbildung versetzt. Mit Ueberraschung erblickt man hier oben menschliche Wohnstätten, eine kleine, in sich abgeschlossene Stadt, bewohnt von den zahlreichen Arbeitern, welche fortwährend für die Ausbesserung der Dächer des Langschiffes wie der Kuppel zu sorgen haben, mit ihren Familien. Die Kosten dieser Reparaturen belaufen sich alljährlich auf etwa 120,000 Mark. Die Wohnungen machen in den Morgenstunden meist einen sehr stillen Eindruck, sobald aber die Sonne, die hier mit ganz besonderer Gewalt von dem Zinkdache zurückstrahlt, hinter der gewaltigen Kuppel des Domes verschwunden ist, beginnt auch hier Leben und Bewegung. Die Mütter setzen sich mit ihren „Bambini“ vor die Thür, die Mädchen stricken oder spinnen und die Buben spielen Mora oder Boccia. Eine Cisterne, welche das Regenwasser auffängt und einen kleinen Springbrunnen speist, versorgt diese kleine Kolonie mit Wasser, während die Lebensmittel u. s. w. mittelst eines Flaschenzuges heraufbefördert werden können. Hat man sich auf dem Dache, von wo man erst den ungeheuren Umfang des Titanenbaues so recht erkennen kann, genugsam umgesehen, so steigt man meist zu der Laterne der vom Dache bis zur Kreuzesspitze noch 94 Meter emporragenden Centralkuppel Michel Angelo's hinauf, die für das größte architektonische Wunderwerk der Welt gilt und von deren äußerer Gallerie man einen entzückenden Blick auf Rom, über die Campagna bis zu den Sabiner- und Albanergebirgen genießt. Auf einer engen eisernen Leiter kann man dann selbst bis in dem Bronzeknopf unter dem Kreuze gelangen, der 2¼ Meter Durchmesser hat und sechzehn Personen zu fassen vermag.

Auf dem Dache der St. Peterskirche in Rom.

Fr. Gottlieb Klopstock.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Das Erscheinen der ersten Gesänge des „Messias“ von Klopstock im Jahre 1748 bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der deutschen Literaturgeschichte, denn von da ab datirt eigentlich der Beginn der klassischen Epoche unserer Dichtung, der Aufschwung und die Entwickelung der gesammten modernen Literatur. Friedrich Gottlieb Klopstock, den wir daher mit Recht zu den deutschen Klassikern zählen, war am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren und faßte schon in Schulpforta, wohin er im 15. Jahre gekommen war, den Plan zum „Messias“, dessen drei erste Gesänge er während seiner Studienzeit in Jena in Prosa schrieb. 1748 erschienen sie dann in dem klassischen Gewande des Hexameters und erregten außerordentliches Aufsehen. Klopstock übernahm in demselben Jahre eine Hauslehrerstelle in Langensalza und reiste im Sommer 1750 zu dem Schweizer Kritiker Bodmer, auf den der „Messias“ den stärksten Eindruck gemacht hatte, auf dessen Einladung nach Zürich. Unser Bild auf Seite 341 zeigt uns den Dichter, wie er im Kreise begeisterter junger Männer und Damen, die sich in dem schön gelegenen Garten Bodmer's versammelt haben, seinen „Messias“ rezitirt. Alle lauschen gleich dem alten Bodmer, den wir an seinem Sammetkäppchen erkennen, andächtig dem pathetischen Vortrage Klopstock's, den begeisterter Beifall am Schlusse lohnt. 1751 reiste er nach Kopenhagen, wo König Friedrich V. von Dänemark ihm ein Gehalt bewilligt hatte, und erhielt 1763 den Titel eines dänischen Legationsrathes. 1771 folgte er seinem Gönner, dem Grafen Bernstorff nach Hamburg, wo er den „Messias“ vollendete, weilte von Ende 1774 an ein Jahr am Hofe des Markgrafen Friedrich von Baden in Karlsruhe, und kehrte dann wieder nach Hamburg zurück, wo er am 14. März 1803 starb. Unter den deutschen Odendichtern nimmt Klopstock die erste Stelle ein; er schuf eine wirklich poetische Sprache in der deutschen Literatur, setzte an die Stelle nüchterner Berechnung die Begeisterung und gab der Poesie durch Einführung religiöser und vaterländischer Stoffe einen wahren und echten Gehalt.



Der Komödiant des Dauphins.

Erzählung von Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Zur Zeit Ludwig's XIV., im Jahre 1665, florirte in Paris ein Kindertheater unter der Direktion von Frau Antoinette Raisin, der Wittwe eines Organisten. Im Gegensatze zu den „Komödianten des Königs“ nannte man scherzend die kleinen Schauspieler dieser bescheidenen Bühne die „Komödianten des Dauphins“.

Frau Raisin hatte zum Rechtsbeistand in einem Prozesse, in den sie verwickelt war, den Advokaten Margane. Diesem klagte sie einst ihre Noth, daß ihr ein „erster Held“ fehle für mehrere ernste Stücke, die sie zur Aufführung zu bringen beabsichtigte.

Da sagte lächelnd der Mann des Rechts zu seiner Klientin: „Ich glaube, daß ich Ihnen helfen kann, verehrte Frau! Ich kenne einen zwölfjährigen schönen und anmuthigen Knaben, der ein geradezu wunderbares Talent für Dekla-



Klopstock in Bodmer's Garten den „Messias" rezitirend. (S. 340)

mation und Darstellung besitzt und mit Leidenschaft alle Theaterbücher liest, die ihm in die Hände gerathen."

„Wo hält sich der Knabe auf?" fragte die Prinzipalin.

„Im Dorfe Villejuif bei Fontainebleau," versetzte Margane. „Michel Baron, so heißt er, ist ein Waisenkind, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Issoudun. Sein Vormund Grevin, der zu Villejuif wohnt, hat das Vermögen des Kindes, sowie auch sein eigenes in allerlei gewagten Geschäften verspekulirt. Der leichtsinnige Mensch gehört zu meinen Klienten; auch mir ist er Geld schuldig; ich kenne seine zerrütteten Verhältnisse. Für den talentvollen Knaben wird es gut sein, wenn er von ihm wegkommt. Grevin selbst wird dies einsehen und sich einverstanden erklären, besonders wenn man ihm etwas Geld anbietet."

„So soll er also den Knaben verkaufen?"

„Gewissermaßen ja."

„Aber wird der Kleine einwilligen?"

„Ohne Zweifel! Uebrigens mag er erst sehen und sich dann entscheiden."

„Ja, führen Sie ihn in mein Theater."

„Noch heute werde ich mit Grevin über die Sache reden. Ich habe doch in Fontainebleau Geschäfte!"

Wirklich begab sich der Advokat noch am selben Tage nach Villejuif und besprach die Angelegenheit mit dem leichtsinnigen Vormund, der sogleich auf den Vorschlag einging, als ihm eine hübsche Geldsumme in Aussicht gestellt wurde.

Am Nachmittage des folgenden Tages langte Herr Grevin mit seinem Mündel in Paris an. Margane bewirthete seine Gäste auf's Beste und führte sie, als die Theaterzeit, damals einige Stunden früher am Tage als heute, herangekommen war, zu den „Komödianten des Dauphins", welche am Platze St. Eustache in einem hübsch ausgestatteten Saale spielten, der für etwa vierhundert Zuschauer genügenden Raum bot.

Die Bänke waren recht gut besetzt, meistens von Frauen und Kindern, als Michel Baron mit seinen Begleitern dort erschien. Sie fanden gute Plätze und der Knabe harrte nun klopfenden Herzens der Dinge, die da kommen sollten.

Die Kindertruppe der Frau Raisin bestand aus acht kleinen Künstlern und Künstlerinnen; davon waren drei ihre eigenen Kinder. Zum Anfang spielte das Orchester eine Ouverture, dann ging der Vorhang auf und die Kinder spielten mit vielem Geschick und unter dem Beifall des Publikums ein allerliebstes Lustspiel: „Tricassin rival!" (Tricassin der Nebenbuhler seines Herrn). Darauf tanzten drei der kleinen Künstler sehr graziös eine Sarabande, und demnächst wurde eine tolle Posse aufgeführt: „l'Andouille de Troyes" (Die Knackwurst von Troyes), welche allgemeine Heiterkeit erregte.

„Nun, Michel, wie gefällt Dir das Schauspiel?" fragte Margane den vor Freude strahlenden Knaben. „Möchtest Du wohl auch so auf der Bühne erscheinen und den Beifall der Menge einheimsen? Ich glaube, Du kannst noch besser spielen und reden als der kleine Held dort. Frau Raisin läßt auch ernstere Stücke aufführen: dafür braucht sie aber jetzt einen talentbegabten Knaben, so wie Du einer bist. Hast Du Lust, ein ‚Komödiant des Dauphins' zu werden, ein Kamerad der kleinen Künstler, die Du soeben gesehen hast?"

„Für mein Leben gern möchte ich ein ‚Komödiant des Dauphins' werden!" rief der Knabe erregt.

„Gut, so gehen wir morgen zu Frau Raisin. Ich stehe dafür ein, daß sie Dich bei ihrer Truppe annimmt."

In der That, als Michel Baron der Theaterprinzipalin vorgestellt wurde und sie ihn in Bezug auf seine Fähigkeiten einer Prüfung unterworfen hatte, die sehr günstig ausfiel, da war sie sogleich mit Freuden bereit, ihn für ihre Gesellschaft anzuwerben.

Michel wurde dann zu den anderen kleinen Künstlern entlassen, um deren persönliche Bekanntschaft zu machen, während der Advokat und Herr Grevin bei Frau Raisin zurückblieben, um über die Bedingungen zu verhandeln.

Nach längerem Hin- und Herfeilschen erbot die Direktrice sich, an Herrn Grevin sechshundert Livres baar zu zahlen und außerdem dreihundert Livres jährlich während der nächsten vier Jahre, wofür ihr auf eben so lange Zeit das Wunderkind zur beliebigen Ausnutzung von dessen Talenten überlassen werden sollte.

Dieser Kontrakt wurde auf Stempelpapier geschrieben und von Herrn Margane notariell beglaubigt. Grevin erhielt sechshundert Livres, wovon der Advokat seine Forderung von dreihundert und vierzig Livres in Abzug brachte, und reiste selbstzufrieden heim nach Villejuif.

„Meiner Treue," dachte der würdige Vormund, „das ist kein schlechtes Geschäft Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser Junge mir so vortheilhaft werden könnte. Jetzt habe ich doch wieder baares Geld in Händen und eine jährliche Revenue von dreihundert Livres einzukassiren. Hm, nun kann ich an neue Spekulationen denken. Und wenn Michel's vier Dienstjahre um sind — hm! — dann werde ich ihn vielleicht nochmals verwerthen können zu einem erheblich besseren Preis!"

Dem angehenden jungen Schauspieler gefiel es sehr gut bei der Frau Raisin, die eine rechtschaffene, wenn auch zuweilen etwas excentrische Dame war. Sie sorgte mütterlich für die Kinder, wie für die eigenen, so auch für die fremden, die ihrer Obhut anvertraut waren. Michel erhielt schöne Kleider für den Alltagsgebrauch und eine prächtige Garderobe für sein Auftreten auf der Bühne. Die Küche der Prinzipalin war eine vortreffliche und gar nicht zu vergleichen mit den mageren Bissen der Grevin'schen Küche zu Villejuif.

Sobald Baron auf dem Theater erschien und die erste Schüchternheit, das sogenannte Lampenfieber überwunden hatte, da eroberte er durch sein treffliches Spiel und den Wohllaut seiner Stimme aller Herzen. Er spielte lieber ernste als komische Rollen, doch war er auch in letzteren vorzüglich. Der Ruhm des talentbegabten Kindes erscholl durch die Hauptstadt, und in Schaaren pilgerten die neugierigen Pariser in's Theater der Frau Raisin, um das neue theatralische Wunder anzustaunen. — —

In dem Hause Nr. 34 in der Straße Richelieu, welches heute mit einer Gedenktafel geschmückt ist zur Erinnerung an den ehemaligen berühmten Bewohner, saß in einem Zimmer mit der Aussicht nach der Straße und auf den Brunnen, welcher heute die in Erz gegossene Statue des Dichters trägt, von dem wir jetzt erzählen wollen — ein bleich und kränklich aussehender schöner Mann, dessen geistreiches Antlitz das Gepräge des Leidens offenbarte, eine unheilbare Hypochondrie, wie sie genialen Komikern eigen, hervorgerufen durch geistige Ueberanstrengung und die tausend Nadelstiche täglichen Aergers, wie auch von einem krankhaften Zustande des Körpers.

Der Mann hieß Jean Baptiste Pocquelin, hatte sich aber selbst den Beinamen Molière gegeben, unter welchem er auf dem Schlachtfelde der Literatur siegen und der genialste Dramatiker Frankreichs, einer der ersten Lustspieldichter aller Zeiten werden sollte.

In seinen Schlafrock und eine Decke gehüllt saß er an seinem Schreibtisch beim Fenster. Vor ihm stand eine Tasse mit warmer und durch Wasser verdünnter Milch, aus welcher er zuweilen einen Schluck nahm, und seitwärts lag ein Manuscript, an welchem er gearbeitet hatte. Es war ein Lustspiel mit dem Titel: „Der Geizige."

Dies Stück wollte er demnächst auf seiner Bühne spielen lassen, denn er war selbst Theaterdirektor und seine Truppe spielte seit dem Jahre 1660 in dem Schauspielsaale des königlichen Schlosses. Bei König Ludwig XIV. war Molière hoch in Gnaden, und diese Gunst des mächtigen Herrschers mochte dem hypochondrischen Dichter doch manche trübe Stunde versüßen, dessen Leben so vielfach verbittert wurde durch Neid und Verleumdung und selbst durch die eigene Frau (eine Tochter der Schauspielerin Bejart), welche sein poetisches und künstlerisches Schaffen nicht zu würdigen verstand und durch ihr schlechtes Betragen gegen ihn ihm fortgesetzt schweren Verdruß bereitete.

Die Thür wurde geöffnet und herein trat sein Freund, der Liederdichter Chapelle, ein lustiger Lebemann, in seinem gewöhnlichen Zustande, das heißt halb betrunken oder doch wenigstens stark angeheitert.

„Häng' Deine Komödie an den Nagel, Molière, und Dich selber daneben!" schrie er aufgeregt. „Kein Mensch wird es ferner noch der Mühe werth halten, Dein Theater zu besuchen, seitdem das neue Gestirn am Himmel der Kunst glanzvoll aufgegangen ist und alle Deine steifbeinigen Helden, sowie auch die des Theaters im Palais Bourbon verdunkelt!"

„Du meinst ohne Zweifel den kleinen Mimen bei der Raisin," sagte der Dichter.

„Ja, freilich! Ist er nicht ein bewunderungswürdiger Künstler?"

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber sein Ruhm ist zu mir gedrungen."

„Wie? Du hast ihn noch nicht gesehen?"

„Nein; meine Kränklichkeit hat mich bis jetzt verhindert, das Theater der Raisin zu besuchen."

„Höre, Molière, Du mußt diesen hochbegabten Knaben für Deine Bühne erobern."

„Ich kann der Raisin doch nicht ein solches Unrecht zufügen."

„Unrecht? So erfahre, daß Deine Konkurrentin den Knaben gekauft hat für sechshundert Livres und eine Rente, zahlbar an den elenden Vormund des Kindes. Ist solche Seelenverkäuferei in unserem civilisirten Staate erlaubt? Gewiß nicht! Es muß Dir ein Leichtes sein, einen Befehl des Königs auszuwirken, der den nichtsnutzigen Kontrakt aufhebt."

„Zuerst muß ich doch den kleinen Künstler sehen."

„Du wirst auf's Aeußerste überrascht sein von seinen erstaunlichen Leistungen."

„Wenn es dann zum Besten des Knaben und meines Theaters ist, so werde ich ihn zu mir nehmen und mir die königliche Vollmacht dazu verschaffen, aber auch die Raisin zu entschädigen suchen für ihren Verlust."

„Bravo! Du bist immer der edelmüthige Poet! Nun lasse eine Flasche Burgunder für mich kommen, denn Du bist mir Dank schuldig für den guten Rath, den ich Dir gegeben."

„La Foret!" rief Molière.

Eine alte häßliche Magd erschien.

„Bringe eine Flasche von meinem besten Burgunder für Herrn Chapelle!"

Die Magd machte ein verdrießliches Gesicht und verließ das Zimmer, um den Auftrag auszuführen.

„Wahrhaftig, Molière," sagte Chapelle, „Dein wohlversorgter Weinkeller würde Dich in Verlegenheit bringen, da Du selber nur Milch und Wasser trinkst, wenn nicht ich und Freund Lully und andere lustige Kumpane dafür sorgten, daß die edle Gottesgabe genossen wird!"

Der kranke Dichter lächelte trübe. Er

kannte ja schon seit langer Zeit nicht mehr den frohen Lebensgenuß.

Nachmittags ließ sich Molière in einer Sänfte nach dem Theater der Raisin tragen, wo sein Erscheinen Aufsehen erregte.

Der Advokat Margane war zufällig anwesend. Er eilte sogleich zu seinem Schützling in die Garderobe und rief ihm zu: „Michel, nimm Dich zusammen! Der größte Meister der theatralischen Kunst ist gekommen, um Dich zu sehen. Gefällst Du ihm, so ist Dein Glück gemacht!“

Baron erbebte vor Freude. Einige Rollen in Molière'schen Stücken hatte er bereits gespielt und er zollte dem großen Dichter die höchste Verehrung.

Frau Raisin aber schüttelte den Kopf und brummte bedenklich: „Dieser Besuch des Meisters gefällt mir nicht, so ehrenvoll derselbe auch für mein Theater sein mag. Er wird mir wahrscheinlich den Michel entführen wollen, den ich ehrlich gekauft und baar bezahlt habe. Glücklicherweise habe ich meinen Kontrakt. Ich lasse mir den Michel nicht entreißen.“

Baron trat in zwei kleinen Schauspielen auf und spielte zum Entzücken des zahlreich versammelten Publikums, welches ihm enthusiastischen Beifall zollte.

Auch Molière war erstaunt und hingerissen von diesem seltenen Bühnentalent. Sein kundiges Auge, sein unbestechliches Ohr erkannte und erlauschte wohl einige Fehler des jugendlichen Tragöden, die anderen Leuten entgehen mochten. Unter besserer Leitung als die Raisin dem Wunderknaben konnte angedeihen lassen, mußten diese kleinen Fehler indeß bald verschwinden und sich in neue Vorzüge verwandeln.

„Ich muß diesen Knaben für mein Theater gewinnen,“ überlegte der Meister. „Er ist es wohl werth, daß ich mich mit ihm beschäftige und ihn ausbilde zum Triumph unserer Kunst, zur Ehre des Vaterlandes. Denn er ist ein wahrhaft Berufener, ein Auserwählter, und kann das Höchste erreichen.“

Er sandte einen Boten an den kleinen Michel Baron und ließ ihn für den folgenden Tag zu einem Besuch einladen.

Margane, mit welchem der Knabe darüber sprach, erklärte sogleich, daß dieser die Einladung unter allen Umständen annehmen müsse, es könne nur zu seinem Besten sein; wohingegen Frau Raisin energisch dagegen protestirte. Doch mußte sie zuletzt trotz allem Widerstreben nachgeben.

In der Frühe des folgenden Tages fuhr Molière nach St. Germain hinaus und erbat sich eine Audienz beim Könige.

Ludwig XIV. empfing den Dichter freundlich, worauf dieser ihm sein Begehren vortrug unter Angabe von guten Gründen.

„In meinem Reiche darf kein Sklavenhandel getrieben werden,“ sagte der König. „Die Theaterprinzipalin Raisin hat nicht die Befugniß, zum Besten ihrer Schauspielvorstellungen von gewissenlosen Eltern oder Vormündern Kinder zu erhandeln. Wenn aber der talentvolle Knabe bei der Raisin bleiben will, so ändert das natürlich die Sache. Gezwungen darf er nicht werden, weder zu bleiben, noch fortzugehen. Seiner freien Wahl sei die Entscheidung überlassen. Daraufhin soll für Sie sogleich eine Vollmacht ausgefertigt werden, Meister Molière.“

„Ich danke unterthänigst, Sire,“ versetzte der Poet, sich tief verneigend.

Mit der Vollmacht, die vom Könige eigenhändig unterschrieben war, eilte er nach Paris zurück.

Bald nachher stellte sich der Advokat Margane mit dem kleinen Michel Baron bei ihm ein.

„Möchtest Du bei mir bleiben, mein kleiner Freund, und unter meiner Leitung der erste Schauspieler Frankreichs werden?“ fragte Molière den Knaben.

„Ja, ich möchte gern bei Ihnen sein und von Ihnen die echte Schauspielkunst erlernen,“ antwortete Michel.

„Wünschest Du das aus Herzensgrund?“

„Ja, Meister.“

„Nun wohl, so soll Dein Herzenswunsch erfüllt werden. Du wirst bei mir bleiben und nicht erst zur Raisin zurückkehren.“

„Aber wird Mutter Raisin damit zufrieden sein?“

„Sie muß wohl. Und übrigens werde ich sie durch eine Geldvergütung für ihren Verlust entschädigen. Hier ist ein Kabinetsbefehl des Königs, wornach es von Dir abhängt, ob Du bei ihr bleiben oder ob Du zu mir kommen willst.“

Und der Dichter las das Schriftstück vor.

„Wahrlich, das ist ein außerordentliches Glück für Dich, Michel!“ rief der Advokat begeistert. „Sogar Seine Majestät hat die Gnade, an Dich zu denken! Ich hätte mir es gewiß nicht träumen lassen, daß Du bereits in so jungen Jahren die Ehre haben würdest, auf der Bühne Molière's erscheinen zu dürfen. Kümmere Dich nicht weiter um die Raisin. Sie muß sich zufrieden geben. Ich werde mit ihr sprechen.“

In der That verfügte Margane sich zu der Theaterprinzipalin und gab ihr Kunde von dem Vorgefallenen. Frau Raisin gerieth in Bestürzung und Verzweiflung über den Verlust des Wunderkindes und erklärte, daß sie die Gerichte anrufen würde gegen den Entführer desselben, worauf der Advokat bemerkte, daß ihr dies nichts nützen würde, da der König durch einen Kabinetsbefehl den Kontrakt mit Grevin für ungiltig erklärt habe.

Trotz alledem drang die excentrische Direktrice in einem Anfalle von Raserei am nächsten Tage in Molière's Wohnung mit zwei gespannten Pistolen, die zu ihren Theaterrequisiten gehörten, in den Händen.

„Wo ist mein Wunderknabe?“ schrie sie, mit den Pistolen in gefährlicher Weise herumfuchtelnd. „Wo ist mein unvergleichlicher Künstler, mein kleiner Tragöde?“

„So lasse ich nicht mit mir sprechen,“ sagte der Dichter gelassen. „Zuerst die Pistolen weg, Madame! Mäßigen Sie Ihre Wuth!“

„Herr Molière, Sie ruiniren mein Geschäft!“

„Nicht doch, Madame; für den Verlust, den Sie erleiden, zahle ich Ihnen eine bedeutende Entschädigungssumme.“

„Aber der Knabe ist unbezahlbar!“

„Er ist nicht Ihr Sklave, Madame. Und Sie werden wohl begreifen, daß er unter meiner Obhut besser gedeihen wird, als unter der Ihrigen.“

„Ich habe ihn gekauft von seinem Vormund und baar bezahlt.“

„Der König hat diesen höchst ungerechten Kontrakt aufgehoben.“

„So gibt es also keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich?“

„Schweigen Sie, Madame! Hüten Sie Ihre lose Junge besser, sonst läßt der König Sie in die Bastille stecken. Gehen Sie ruhig nach Hause! Herr Margane wird alles Weitere für Sie bestens erledigen. Gott verhüte es, daß ich Ihnen oder einer anderen Person Unrecht zufüge! Aber der Knabe Michel Baron soll unter meiner Führung der erste Schauspieler Frankreichs werden, denn er ist ausgestattet mit den günstigsten Anlagen. Sie, Madame, sind doch nicht fähig, dies seltene Talent so zu pflegen und auszubilden, wie es sein muß. Also fügen Sie sich dem Unabänderlichen, und denken Sie, daß es so zum Besten dieses genialen Kindes ist!“

Jetzt schlug die Entrüstung der Frau Raisin um in eine Thränenfluth, die Pistolen fielen aus ihren Händen, sie warf sich lamentirend vor dem Dichter auf die Kniee und beschwor ihn händeringend, er möge ihr doch ihren Künstler lassen.

Aber Molière blieb standhaft bei seinem Entschlusse und berief sich dabei auf die Vollmacht des Königs, welche er vorzeigte.

Frau Raisin sah ein, daß sie sich keiner Hoffnung mehr hingeben dürfe. Sie erflehte also nur, daß Baron noch in drei Vorstellungen mit den anderen Kindern auftreten dürfe.

„Nicht nur in drei, sondern in acht Vorstellungen,“ entgegnete Molière; „aber unter der Bedingung, daß immer einer von meinen Leuten mit ihm geht und ihn nach dem Schluß des Schauspiels wieder zu mir bringt.“

Durch diesen Vorschlag wurde die Theaterprinzipalin einigermaßen getröstet. Sie verdiente mit den acht Vorstellungen viel Geld, wozu noch die bedeutende Summe kam, welche ihr außerdem von Molière gezahlt wurde, so daß sie sich ein Haus kaufen konnte, in welchem sie nach Aufgabe ihres Kindertheaters eine Zeit lang ruhig lebte, bis der Wandertrieb wieder in der unruhigen Frau erwachte und sie abermals mit einer neugebildeten Gesellschaft, jedoch diesmal keiner Kindertruppe, auf theatralische Abenteuer auszog.

Unter der Leitung des großen Dichters entwickelte Baron während der folgenden zwei Jahre seine Talente auf's Schönste. Er war geliebt von Allen, die ihn kannten und mit ihm im Hause seines Beschützers verkehrten, mit alleiniger Ausnahme der launenhaften Frau Molière, welche ihn zu hassen schien, vielleicht eben weil ihr Gemahl so viel von ihm hielt.

Eines Tages kam es so weit, daß sie ihm einer geringfügigen Ursache wegen eine Ohrfeige gab. Der junge Künstler nahm sich das so sehr zu Herzen, daß er auf der Stelle das Haus verließ. „Der größte Schimpf sei ihm widerfahren,“ meinte er, „ein Weib habe ihn geschlagen.“ Das gab einen gewaltigen Lärm.

„Ist's möglich,“ sagte Molière zu seiner bösen Frau, „daß Sie so unverständig sein konnten, einen Jüngling zu schlagen, der, wie Sie wohl wissen, so empfindlich im Punkte der Ehre ist! Noch dazu jetzt, da er sechshundert Verse zu lernen hat, seine Rolle in dem neuen Schauspiele, welches wir nächstens vor dem Könige spielen sollen! Madame, Sie werden mich bald in's Grab ärgern!“

Sie brachte dagegen sehr viele boshafte und spitze Reden vor, auf welche gar nicht zu antworten der Dichter für das Beste hielt. Er sann vielmehr darüber nach, wie er den Jüngling wieder besänftigen möchte, der sich auf's Neue zu der in der Provinz mit ihrer Truppe umherziehenden Frau Raisin begeben hatte, die sich eifrigst bemühte, ihn in seinem Zorn und Unwillen zu bestärken.

Die Gesellschaft dieser abenteuerlichen Dame wurde endlich infolge schlechter Geschäfte auseinander gesprengt und es entstand aus den Trümmern eine kleinere, deren Direktion die Schauspielerin Beauval übernahm und welcher auch Baron sich anschloß. Doch dachte er nun oft an Molière und dessen trefflich geordnete Theatereinrichtungen zurück. Trübe Erfahrungen hatte er gemacht, die ihn erkennen lehrten, wie hoch er dem Dichter verpflichtet sei und wie unweise er gehandelt, ihn zu verlassen. Er verbarg seine Gedanken nicht, sondern sagte zu mehreren Personen, daß er nur deswegen nicht versuche, sich wieder mit ihm zu versöhnen, weil er sich dessen unwürdig erachte. Dergleichen Aeußerungen wurden Molière mitgetheilt. Sein Interesse erheischte, den jungen Künstler sobald als möglich wieder zu gewinnen, der überdies seiner Hilfe benöthigt schien. Er schrieb ihm nach Dijon einen sehr freundlichen Brief und lud ihn dringend zur Rückkehr ein.

Baron's Abwesenheit war dem Dichter unendlich leid gewesen. Der kränkliche Hypochonder hatte den Jüngling lieb gewonnen, mit dessen Ausbildung sich gerne beschäftigt, und sich immer an seinem jugendlichen Lebensmuth und seiner Heiterkeit erfreut. Und er hatte jetzt gerade wieder so viel Verdruß im Hause. Ruhiger und frohsinniger hoffte er zu werden und in der Heiterkeit des jungen Freundes ein Gegenmittel zu finden gegen den Aerger, der fortwährend seine Gesundheit untergrub.

Baron sehnte sich nicht minder nach seinem theuren Meister. Kaum hatte er den Brief empfangen, so bestieg er ein Kurierpferd und reiste nach Paris.

Fortan blieben die Beiden unzertrennlich beisammen, bis der Tod diesen schönen Bund der Herzen und der Geister löste. Molière starb am 17. Februar 1673. Baron war bei dem großen Dichter in der Sterbestunde und drückte ihm die Augen zu.

Der geniale Schauspieler blieb den Lehren des unsterblichen Meisters stets getreu und wurde Frankreichs Roscius, der berühmteste Bühnenheld des 17. Jahrhunderts.

Er kannte freilich seinen Werth und war sehr stolz darauf, wohl zu sehr, denn er pflegte zu sagen: „Jedes Jahrhundert sieht einen Cäsar, aber einen Baron nur jedes Jahrtausend!"

Als er 1729 in seinem siebenundsiebenzigsten Lebensjahre den Don Diego in Corneille's „Cid" spielte, stieß er das zur Erde geworfene Schwert nach des Dichters Vorschrift mit dem Fuße von sich. Dabei verwundete er sich an der kleinen Zehe. Er achtete nicht auf die scheinbar unbedeutende Wunde, was zur Folge hatte, daß der kalte Brand hinzutrat. Der alte Künstler wollte die Amputation nicht zulassen, und so raffte nach wenigen Tagen der Tod ihn weg. Lange fand er keinen würdigen Nachfolger, bis endlich Talma erschien.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Speckseite. — Unter dem Rothenthurmthor in Wien hing einst, so erzählt die Chronik, eine wirkliche, später eine aus Holz nachgemachte Speckseite, unter der nachfolgende Verse standen:

„Welche Fraw (Frau) ihren Mann offt rauft und schlagt
Und ihn mit solcher Laugen zwagt (wäscht),
Der soll den Pachen (Schweinslende) lassen henken,
Ihr ist ein andrer Kirchtag zu schenken."

Es sollte dagegen jedem Ehemann freistehen, die Speckseite herabzuholen, wenn er auf Ehre und Gewissen versichern konnte, daß er das Regiment in seinem Hause führe. Da erzählt denn des Weiteren die Mär', daß ein Wiener Bürger von der weltberühmten Handschuhmachergilde im Kreise seiner Zechgenossen mit seinem unbeschränkten Hausrecht arg geprahlt und sich vermessen habe, die Speckseite herunterzuholen. Man nahm ihn beim Wort, es wurde Anzeige beim Bürgermeisteramt veranstaltet und Tausende fanden sich ein, die Heldenthat ausführen zu sehen. Schon hatte der biedere Wolfgang Troexl, wie die Chronik den Handschuhmachermeister benennt, den Fuß auf die erste Stufe der angelehnten Leiter gethan — da rief ihm plötzlich sein in der Nähe befindlicher Lehrjunge zu: „Meister, schad' um Euer neues Sonntagsgewand, es wird Flecke bekommen!" Der Wolfgang stutzt, er zieht den Fuß zurück und beginnt langsam das Wamms auszuziehen. Da fragt ihn der anwesende Bürgermeister, warum dies geschehe, und mit kindlicher Arglosigkeit meint Jener: „Ach, gestrenger Herr, wenn mein Wamms von der Speckseite Flecke bekommt und mein Weib das sieht, kratzt sie mir die Augen aus!" [v. Sp.]

Der Hase. — Es ist ein deutscher Volksglaube, daß, wer einem Hasen begegnet, Unglück hat. Dieser seltsame Volksglaube ist auch auf der Balkanhalbinsel zu Hause. Ein griechischer Offizier erzählt, daß während des griechischen Freiheitskampfes einst ein Gefecht zwischen Türken und Griechen stattfand, während dessen ein Hase zwischen die Reihen der Streitenden lief. Sofort hörte der Kampf auf. Das Erscheinen des Hasen, ein böses Omen, hatte solche Furcht in den beiderseitigen Heeren erzeugt, daß sie sich weigerten, weiter zu kämpfen. Bd.

Humoristisches.



Probates Mittel.

Schwiegermama: Es ist so fatal, wenn zwischen Jungfer und Bedienten Liebesverhältnisse bestehen; wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Leuten diese verliebten Gedanken auszutreiben?

Schwiegersohn: Lassen Sie sie einander heirathen, dann ist's gleich aus.



Titelsucht.

Arzt (zu der an Migräne leidenden Frau eines Gerichtsbeamten gerufen, eilig): Womit kann ich Ihnen dienen, Frau R.?

Frau R. (hochfahrend): Mein Mann ist Gerichtsrath, Herr Doktor?

Arzt: Ja, davon kann ich Sie nicht heilen. Adieu!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 42:
Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht.

Buchstaben-Räthsel.

Den ältesten von allen Wegen,
Den Mutter Erde jedes Jahr
Unweigerlich zurück muß legen,
Geb' ich Dir deutlich an und klar.

Doch wenn das Haupt mir kommt abhanden,
So ist mein Heim der ferne Ost,
Wo häufig ich den Elephanten
Bin eine Art von Leckerkost.

Und sollt' noch einmal ich verlieren
Den Kopf, so komm' ich nur zur Welt,
Sobald ein unbarmherzig Frieren
Im Winter sich hat eingestellt. M. Paul

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42: des Kapsel-Räthsels: Schneider, Schwester; des Silben-Räthsels: Cognac, Hugo, Rosendl, Ilmenau, Samum, Trab, Oberammergau. Fabius (Christof Columbus).

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.